

Bewegte Bahnen.

Von Mrs. Mary Holmes.

(6. Fortsetzung.)

„Bald lehre ich wieder im Farmhause ein,“ tröstete er das weinende Mädchen, das vor der Trennung nach so klüftigem Wiedersehen zitterte, „dann werde ich mit Deiner Mutter sprechen und ihr meine Liebe zu Dir offenbaren. Bis dahin schweig!“ da er seine stolze Familie darf jetzt noch nicht davon hören. Ich würde Dir gern schreiben, aber das könnte zu leicht Aufsehen erregen. Gib Dich also einweilen mit dem Bewußtsein zufrieden, daß ich Dich, nur Dich allein liebe.“

Sie betrat wieder das Haus; noch eine kurze Weile, und William eilte zum Bahnhofe. In Ellens Auge zitterte eine Thräne, als sie dem Scheidenden nachschaute. Ja, sie versuchte, zufrieden zu sein, und sie hoffte weiter.

Der Februar war gekommen. Ellen lag schon lange auf dem Krankenlager. Ihr Verlangen, ihren Geliebten, an dem sie mit unerschütterlichem Vertrauen hing, wiederzusehen, wuchs mit jedem Tage, je größer ihre Schwäche wurde; je näher sie sich dem Tode fühlte, desto beßter wurde ihre Sehnsucht. Sie beschloß, ihm zu schreiben.

„Ich weiß, daß ich sterbe,“ schrieb sie. „Willst Du nicht kommen? Es ist so leicht für Dich, und mir wird es so wohl thun. Liebst Du mich wirklich, William? Laß mich mit dem Glauben sterben, Du habest mich wirklich geliebt. Komm und sage es mir noch einmal, — noch einmal möchte ich Deine Stimme hören. Wenn ich begraben bin, William, so komme allein zu dem Orte, wo Du mich zuerst schlafend gefunden hast, und wo ich dann liegen werde. Gott mag Dir vergeben, wenn Du mich geküßt hast. Komm schnell, William, komm! William, ich muß sterben. Willst Du nicht zu mir kommen?“

Der Brief erreichte William an dem Abend, da er sich für Mrs. Reeves Ballfest vorbereitete. Bei all seinem Leichtsinne und bei aller Frivolität schnitten ihm die Worte des betrogenen Mädchens ins Herz; er zitterte und seine Augen wurden feucht, denn er liebte Ellen. Aber sein leichtfertiges, verschwenderisches Leben forderte von ihm, daß er edleren Reigungen Schweigen gebiete. — Einige Tage später reiste er nach Deerwood.

Die winterliche Sonne neigte sich dem Untergange zu, und ihre letzten Strahlen beleuchteten das bleiche, schöne Antlitz Ellens, welche in demselben Zimmer, in dem Walters Mutter gestorben war, müde und träumend auf dem Sofa ruhte. Traurig blickte sie den Dampfzügen nach, die der New Yorker Zug, der eben von der auf einer Anhöhe gelegenen Station Deerwood abfuhr, hinter sich herzog.

„Mutter,“ sagte sie plötzlich, „kommt dort nicht der Daimonius von der Höhe?“

„Du hast recht, mein Kind,“ antwortete Mrs. Howland, die Kranke zärtlich anschauend, „solte am Abend uns noch Besuch überreichen! Vielleicht kommt Mutter, obgleich ich ihm in meinem letzten Briefe nicht mitgeteilt habe, wie schwach Du dich fühlst. Warum solltest Du ihn ohne Noth beunruhigen?“

Eine innere Stimme sagte Ellen, daß der so lange, so sehnlich Erwartete in der Nähe sei. Sie schlang ihren Arm zärtlich um der Mutter Hals und flüsterte ihr zu:

„Mutter, ich habe eine innige Bitte. Ich habe eine Ahnung, daß William Bellenger mich besuchen wird. Ich muß mit ihm reden; sage daher, daß wir ein Stündchen allein sind. Willst Du, Mutter? Es ist nichts Unrechtes dabei.“ fuhr sie fort, als sie dem forschenden Blick ihrer Mutter begegnete.

„Später will ich Dir alles erklären.“

Der Mutter fiel es zu Schuppen von den Augen; bis ins Innerste beßürzt, erkannte sie plötzlich die Ursache des schweren Seelenleidens ihres geliebten Kindes.

„Ellen, mein Kind!“ — sagte sie mehr erschrocken als streng — „es war nicht recht von Dir, vor Deiner Mutter ein Geheimniß zu haben. Warum hast Du Dich nicht eher offenbart. Deinen Wunsch werde ich zu erfüllen suchen; denn ich erwarte von Dir, daß Du nichts Unrechtes suchest.“

In diesem Augenblicke betrat William Bellenger die Krankenstube; seinen leichten Gruß erwiderte die besorgte Mutter mit einem misstrauischen, forschenden Blick; dennoch ahnte sie nicht, wie furchtbar selbstständig der Mann sei, welcher das Herz ihrer Tochter betrogen und gebrochen. In dem Wunsch ihres hiesigenden Kindes vermochte sie sich in diesem Augenblicke nicht zu widersetzen.

William und Ellen waren allein. Der leidende Ausdruck in dem Gesichte des Mädchens, das sich dem Tode entgegenreichte, hatte ihn ergriffen. Wie früher, erzählte er Ellen von seiner Liebe. Schwere Thränen entfielen bei seinen Versicherungen den Augen Ellens; sie kämpfte mit dem Gedanken, ob es nicht großes Unrecht von ihm sei,

überhaupt von Liebe zu ihr gesprochen zu haben, wenn ihm früher schon die Schwierigkeiten betannt gewesen wären. Aber sie wollte ihn nicht anklagen; dennoch klang es wie ein leiser Vorwurf, als sie jetzt in mildem Tone, ihre großen Augen forschend auf ihn richtend, bemerkte:

„Ich frage nicht, ob Du jemals gewünscht hast, mich zu heirathen. Jedenfalls ist es jetzt dafür zu spät; denn ich werde sterben. Der Tod hat ein größeres Recht an mir, und Du kannst mich niemals angehören.“

Er hielt ihre glühende Hand in der seinen; der fieberhafte Puls, die scharfbegrenzte Röthe ihrer Wangen, der unnatürliche Glanz ihres Auges, alles dies sagte ihm, sie spreche die Wahrheit. Noch einmal kam die bessere Regung bei ihm zum Durchbruch. Er schlang seinen Arm um den Hals des Mädchens und tröstete: „Ellen, rede nicht so. Ich hoffe, daß Du noch viele Jahre für mich leben wirst. Glaubst Du wohl, gesund und stark zu werden, wenn ich Dich als meine Frau mit nach Florida, dem warmen Süden, nehme?“

„O William, ist es Dein Ernst? Sollen wir gehen?“ Mit Anstrengung richtete sie sich auf und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

William ließ sie gewähren; aber während er zärtlich ihr Haar streichelte, überlegte er, wie er der selbstgefälligen Verlegenheit entschlüpfen könne. Daß sie so entschieden seinen Vorschlag ablehnte, hatte der Glende nicht bedacht, und wohl über übel mußte er seine Falschheit nunmehr enthillen.

„Bergib mir, Geliebte,“ sagte er in traurigem Tone. „In meiner großen Liebe habe ich unverantwortlich gehandelt. Wäre ich doch frei, meinem Herzen zu folgen! Aber ich kann leider nicht so, wie ich möchte. Höre, Ellen, und dann sollst Du entscheiden. Du hast wohl noch niemals davon gehört, daß Jessie und ich schon durch unsere Eltern für einander bestimmt worden sind?“

Williams Stimme zitterte, als er diese Lüge aussprach. Mit einem jähen Aufschrei war Ellen in das Sofa zurückgesunken, ihre Gestalt erbeute, wie von Fieberfrost geschüttelt. Endlich antwortete sie mit schwacher tonloser Stimme:

„Jessie hat mir nie davon gesprochen, obgleich sie sonst kein Geheimniß vor mir hatte. Liebt Jessie Dich denn, William?“

„Und wenn es so wäre?“ entgegnete er. „Setzt den Fall, sie wäre stets geliebt worden, mich als ihren zukünftigen Gatten zu betrachten, — gefehlt, mein erster Besuch in Deerwood wäre in gegenseitigem Einverständnis erfolgt, und wir hätten seither immer in dem Gedanken miteinander verkehrt, uns einstens anzugehören, was wäre dann meine Pflicht, Ellen? Ich liebe Dich mehr als Jessie. Du sollst die Sache entscheiden. Wenn Du es verlangst, so will ich Jessie verlassen, ihren Vater beleidigen und meine Familie um ihre Hoffnung betrügen. Denke nach, Ellen, und dann urtheile.“

Nicht genug, das arme Mädchenherz betrogen und gebrochen zu haben, wollte der Glende es nun auch noch zu einer Entscheidung drängen, die ihn entlasten sollte. Wie ein Dolchstich drang jedes seiner Worte in ihre Seele.

„O Gott,“ so stöhnte sie nach einer langen, unheimlichen Pause, „Du prüffst mich schwer; gib mir Kraft es zu ertragen.“

William wollte sie trösten. Schmerz erfüllt barg sie ihr Haupt in den Händen und schluchzte leise; William, der Schuldbeladene, sah da, wie der Angeklagte auf der Sündenbank. Es war eine Stille in dem kleinen Raume, wie im Grabe. Endlich brach Ellen die unheimliche Stille.

„Ich habe entschieden, William. Ich gebe Dich frei. Es kostet mich ein großes, schmerzliches Opfer; ich bringe es zu Dir und Jessie. Magst Du mit Jessie glücklich sein, und damit Du es vermagst, verzeihe ich Dir von ganzem Herzen, was Du an mir gesündigt hast. Nur um ein letztes bitte ich, erspart mir den Schmerz, Euer Glück zu sehen, wartet, bis über kurze Zeit der Tod meinem Erdenleben ein Ende macht.“

Diese Worte hatte sie mühsam, aber doch mit fester Stimme hervorgebracht. Dann bat sie William, sie allein zu lassen; er versprach, am andern Morgen wiederzukommen, aber sie hörte nicht mehr, sie war in das Sofa zurückgesunken und brach in ein trampfahes Weinen aus. So fand Mrs. Howland ihre Tochter; mit schmerzlicher Theilnahme, selbst Thränen in die liebenden Mutteraugen, beugte sie sich über die Leidende und fragte nach der Ursache. Allmählich lösten sich die Thränen der Bitterkeit in die stiller, kinder Wehmuth auf. Noch feuchten Augen schaute Ellen in das schmerzdurchfurchte Gesicht der Mutter und bat:

„Frage mich nicht heute; morgen, wenn er gegangen sein wird, sage ich Dir alles, alles!“

William schlug die Straße nach Deerwood ein, um sich ins Hotel zu begeben. Wie ein Verbrecher schlich er dahin, erschreckend vor seinem eigenen Schatten, den der Mond gespenstig vor ihm hinwarf. Sein Gewissen machte ihm die bittersten Vorwürfe. Schwere Herzen und in gebrühter Stimmung fand er sich am andern Morgen im Farmhause zum Abschiede ein; er wurde sehr kühl empfangen. Noch einmal setzte er sich neben Ellen nieder, deren Aussehen die Spuren des getriggerten Kampfes verrieth. Noch einmal wollte er, sie tröstend, ihr von seiner Liebe sprechen, ihr sagen, daß er sie nie vergesse, auch nach ihrem Tode lieben werde. Aber sie wehrte mit ihrer feinen Hand entschieden ab. „Laß das, William,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „das ist vorbei für mich; ich werde Dich lieben bis zu meinem letzten Athemzuge — aber wir wollen nicht mehr davon reden; ich habe ausgekämpft, und ich muß jetzt an andere Dinge denken. Zum Abschied nimm zum letztenmal meine Hand; was ich Dir mitzutheilen hatte, sagte ich Dir gestern Abend. Wenn ich dort ruhe — und sie wies auf den kleinen Kirchhof drüben — „dann bete für mich.“

So ging er; dieser Abschied hatte seinem schuldbeladenen Gewissen keine Erleichterung gebracht.

Gegen Abend brachte der Postbote einen Brief von Walter. Derselbe erzählte in ausführlicher Weise seine Begegnung mit seiner Großmutter Mrs. Bellenger. Ehe der alte Marshall das Schreiben zu Ende gelesen, warf er es beiseite und rief unmutig: „Das fehlt mir gerade heute noch; also auch Du, Walter, hast Dich von den Bellengers einfangen lassen, auch Dich, den ich wie meinen Augapfel liebe, sollen sie mir rauben!“

Verwundert schaute Tante Debby auf. War es möglich, daß Walter seinem Großvater einen Schmerz bereite hätte!

„Was gibst denn, Bruder? Was schreibt Walter; meldet er unangenehme Nachrichten?“ forschte sie, über ihre große Brille schauend.

Staat jeder Antwort schob der Alte seiner Schwester den Brief hin.

Begeistert griff sie danach und las ihn bedächtigt bis zu Ende. „Also Mrs. Bellenger wird in einigen Tagen das Grab ihrer Tochter besuchen; ach, wenn Seth es sehen könnte!“ sagte sie zu sich, wie im Selbstgespräch. Dann schaute sie zu ihrem Bruder auf, der ihrem Willensspiel mit Spannung gefolgt war, und bemerkte:

„Ich verstehe nicht recht, was Dich bei dem Briefe verstimmt; er enthält ja ganz erfreuliche Nachrichten, die uns mit Gemüthung erfüllen können. Hast Du den Brief bis zu Ende gelesen, Bruder?“

„Ach was, zu Ende gelesen!“ entgegnete der Alte rauh, „als ich dem Schreiben entnahm, daß schon wieder eine der Bellengers den Weg eines der Meinen kreuzt, da hatte ich heute gerade genug; ich mag von der ganzen Sippe nichts wissen.“

Tante Debby beruhigte ihren Bruder und machte ihm klar, daß sich hier die Sache doch anders verhalte; daß der Stolz der alten Bellenger von tieferer und aufrichtiger Reue gebrochen sei und sie ihren Frieden darin suche, das große Unrecht, so viel wie möglich, zu füttern.

Es gelang zwar nicht, das tiefwurzelnde Mißtrauen des alten Marshall ganz zu besiegen, aber er erwies sich doch den Vorstellungen seiner Schwester nicht unzugänglich. „Gehe Gott, daß wir uns nicht täuschen!“ schloß er die Unterhaltung.

Der Winter neigte seinem Ende zu; die stürmischen Märztage verblühten den nahenden Frühling. Eines Abends erschien eine Dame an der Thüre des alten Hauses und fragte nach der Wohnung Mr. Marshalls.

„Ich habe keinen Anspruch auf Ihre Gastfreundschaft,“ sagte sie eintretend, „aber eine Mutter hat das Recht, das Grab ihrer Tochter zu besuchen, und das Heim, in dem sie gestorben ist. Mir die Ehre zu gewähren, darum bittet ein zerknirschtes Herz.“

Es war Mrs. Bellenger, — jedoch von der stolzen Frau, die ehemals hier gewesen, so verschieden, daß die Familie sie kaum wiedererkannte. Trotz der vorübergehenden Mittheilungen Walters war die tief eingewurzelte Meinung gegen die Mutter der Verstorbenen im Farmhause nicht gebrochen worden, und erst ihre persönliche Erscheinung vermochte bei seinen Bedauern die Ueberzeugung hervorzurufen, daß Milde, Freundlichkeit und Sanftmuth den alten Hochmuth verdrängt hatten. Namentlich Ellen gegenüber bezeugte sie eine innige Liebe und Anhänglichkeit, die von dem Mädchen bald und vollständig erwidert wurden. Mrs. Bellenger blieb längere Zeit in der kleinen Familie; die Ruhe des einsamen Hauses that ihr wohl, und das trante Mädchen hatte ihr Herz gewonnen. Eines Tages, als die beiden vertraulich zusammensaßen, öffnete Ellen der mütterlichen Freundin ihr Herz und erzählte ihr die Geschichte ihrer Liebe, welche die alte Dame indeß aus dem Munde von Mrs. Howland bereits vernommen hatte.

Wieder hatte Mrs. Bellenger William stets mittraut; aber die Thatfache, daß er die Liebe eines so reinen Bewusens, wie Ellen Howland, so jämmerlich mißbraucht und betrogen hatte, löschte auch den letzten Funken von na-

türlicher Zuneigung zu ihrem Enkel.

Nach zwei Wochen schied Mrs. Bellenger mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Sie lehnte nach New York zurück, wo sie bald ein Gerücht erreichte, das die vornehmen Kreise schon seit längerer Zeit beschäftigte, und das William Bellenger und die schöne Jessie Graham als Verlobte bezeichnete.

Neuntes Kapitel.
Eine Enthüllung.

Mit großem Interesse vernahm die New Yorker Gesellschaft, Mrs. Bellenger habe sich im besten Stabtheile ein Haus gekauft, das sie mit Walter Marshall bewohne. Daß er eintens der Haupterbe seiner Großmutter sein werde, war angeht der offenbaren Bevorzugung, die sie ihm William gegenüber angedeihen ließ, für jedermann zweifellos.

An dem qualvollen Seelenzustand Walters hatte die außerordentliche Veränderung in seinen äußeren Verhältnissen indeß nichts zu ändern vermocht. Sein gezwungenes Verhalten gegenüber Jessie war eher noch schwieriger als erträglich geworden, weil bei seiner jetzigen bevorzugten gesellschaftlichen Stellung Jessie seine Zurückhaltung noch weniger als früher zu deuten vermochte. Sie legte als Gleichgültigkeit aus, was ihm die größte Herzensqual bereitete, und trug nun auch ihrerseits volle Gleichgültigkeit zur Schau. Eines Tages, als ihm das Herz wieder überdroll war, sprach er mit seiner Großmutter über Jessies eigentümliches Wesen; sie sei gegen alle lebenswirdig, nur gegen ihn kühl und zurückhaltend. Mrs. Bellenger theilte ihm nun so gart wie möglich mit, was von Ellen ihr war anvertraut worden. In gerechter Entrüstung über Williams Schurkerei rief Walter:

„Der Glende! Er hat mit Ellens Herz nur gespielt; denn niemals dachte er daran, sie zu heirathen. Und einen solchen Menschen zieht Jessie allen andern vor.“

„Du urtheilst in der Erregung und darun zu voreilig. Wer sagt denn, daß Jessie William bevorzugt? Hat Jessie nicht viel mehr Ursache, über Vernachlässigung Deinerseits zu klagen? Warum näherst Du Dich nicht ihr, warum tauscht Ihr Euch nicht aus?“

„Großmutter,“ erwiderte Walter, und eine Thräne zitterte in seinem Auge, „ich habe versprochen, nicht eher zu Jessie Graham von meiner Liebe zu sprechen, bis der Helden ausgeht ist, den das Unglück meines Vaters auf meinen Namen gelegt hat. Wie es scheint, wird das nie geschehen, und deshalb muß ich schweigen und sie einem andern überlassen. Ich würde mein Schicksal jedoch leichter ertragen können, wenn nicht gerade William der Bevorzugte wäre; denn ich wünsche Jessie glücklich zu sehen, er aber ist ein Schurke. Lieber fände ich Jessie todt, als an der Seite dieses Menschen.“

„Vertraue auf Gott, Walter, sei ein Mann und verzage nicht!“ tröstete ihn die alte Dame.

Auf dem Geschäftsbureau fand Walter später einen Brief seines Großvaters vor, der ihm mittheilte, er müsse sich sehr beeilen, wenn er seine Cousine Ellen noch unter den Lebenden finden wollte.

„Die arme Ellen spricht immerfort von Jessie und Mrs. Bellenger,“ schrieb Mr. Marshall, „und vielleicht will Deine Großmutter mit Dir kommen. Sie schien das Kind so gerne zu haben.“

Walter war entschlossen, in der Frühe des andern Tages zu reisen. Sein eigenes Leid begreifend, überlegte er, wie er Jessie benachrichtigen könne, als William plötzlich bei ihm eintrat.

„Ge, alter Junge,“ rief derselbe, „was fehlt Dir? Du siehst ja verwünscht trübselig daren.“

Walter schaute ihn mit einem fast verächtlichen Blicke an.

„Ellen, das Opfer Deiner Schurkerei, liegt im Sterben!“ rief Walter dem Glenden zu, jedes Wort scharf betonend.

„Ellen im Sterben!“ wiederholte William und sank schredensbleich auf einen Stuhl; er wagte nicht, die harte Rede Walters zu erwidern; er kannte seine Schuld. Walter empfand eine gewisse Genugthuung, daß der Glende doch noch nicht ganz unempfindlich sei gegenüber dem Unheil, das er so friivol angerichtet, und er fuhr dann etwas milder fort:

„Hier, William, ist der Brief meines Großvaters, welcher diese Meldung enthält; bringe ihn ungefähr Jessie Graham, da Ellen sie noch einmal zu sehen wünscht, und sage ihr, daß meine Großmutter und ich sie morgen zum Frühzuge am Bahnhofe erwarten.“

Mechanisch gehorchte William; er konnte den Blick Walters nicht ertragen und eilte hinaus. Nicht bloß die Nachricht von dem Sterben Ellens hatte ihn so sehr ergriffen, denn diese kam ihm ja nicht mehr als zu unerwartet, sondern fast mehr noch der Umstand, daß Walter von seiner Schurkerei nicht mehr so sehr im letzten Augenblicke doch noch seine Pläne bereuete werden, für welche seine Schlichtigkeit so viele Opfer gebracht, für welche er alle seine besseren Neigungen gewaltsam unterdrückt hatte? Noch einmal zögerte William einen Augenblick. Sein besseres Selbst machte ihn, das schändliche Spiel, das er, trieb, aufzugeben, das junge Mädchen, das er so grausam getäuscht, zu trösten und der Welt zu zeigen, wie

theuer sie ihm sei. Aber die Uficht vor seinen Gläubigern ließ ihn nicht dazu kommen; er murmelte: „Ich kann nicht, ich kann nicht,“ und mit diesem Entschlusse hatte er sein Schicksal besiegelt. Er schob den Brief in die Tasche, entschlossen, denselben Jessie nicht zu überbringen. Für den Fall, daß spätere Erklärungen nöthig sein würden, war er um eine Ausrede nicht verlegen. Infolge seines Verhaltens warteten am folgenden Morgen Walter und seine Großmutter ungeduldig, aber vergebens auf Jessie. Die Zeit verstrich, und sie mußten ohne die Erwartete abreisen.

Die erste Frage des leidenden Mädchens war, als Walter und seine Großmutter in die Krankenstube eingetreten: „Wo ist Jessie, sie ist doch mitgekommen?“

Walter erzählte kurz, wie es sich zugefallen. Er habe William den Brief des Großvaters zur Beforgung an Jessie gegeben, diese aber vergeblich heute morgen am Bahnhofe erwartet.

„William wird den Brief gewiß besorgt haben,“ flüsterte die Kranke. „Warum zögert Jessie dann noch, da sie doch weiß, wie sehr ich nach ihr verlange?“ Sie wandte ihr Gesicht gegen die Wand und weinte bitterlich über die scheinbare Gleichgültigkeit ihrer Freundin, für welche sie ein so großes Opfer gebracht.

„Walter,“ sagte Mrs. Bellenger, indem sie ihn bei Seite zog, „es ist doch immerhin ein Mißverständnis möglich, und Jessie weiß vielleicht gar nicht, wie es steht. Wie wäre es, wenn Du ihrem Vater telegraphirtest?“

Sofort befolgte Walter diesen Rath, und am Abend erhielt Jessie das Telegramm. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete sie den Morgen, und der Frühzug schon brachte sie nach Deerwood, wo sie von Ellen mit Jubel und Entzücken begrüßt wurde.

„O Jessie, wie freue ich mich, daß Du bei mir bist und mir den Trost gewährest, Dich noch einmal zu sehen; ich erwarte Dich gestern schon mit Walter.“

„Wie konnte ich, do ich nicht von seiner Reife wußte? Den Brief, den Walter zur Beforgung an mich übergeben hat, habe ich nicht erhalten.“

„Liebe Jessie, ich freue mich, daß Du so schön und gut bist,“ flüsterte Ellen. Jessie schaute die Leidende bei diesen seltsamen Worten mit inniger Theilnahme an; sie ahnte nicht, welche reine, selbstlose Liebe dieselben eingegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau ist gleich ihrer Toilette!

In einer Vorlesung, welche Carl Dmain über das Thema „Die Frau“ hielt, kommt folgende amüsante Stelle vor:

„Carl Dmain's Ansicht nach bedeutet „Toilette“ „Frau“ und „Frau“, „Toilette“, denn er sagt: Als Thema laßt uns die Toiletten zweier Antipoden wählen, zum Beispiel jene einer Eingeborenen von Centralafrika und die einer gebildeten Tochter unserer höchstentwickelten modernen Civilisation. Bei den Kannibalen trägt die Frau zu Hause oder beim Einlaufen oder beim Besuchemachen immer eine und dieselbe Toilette, ihren Teint. Das ist alles, es ist ihre ganze Ausstattung. Es ist das leichteste Kostüm der Welt, ist aber aus dem schwärzesten Material gemacht. Es ist auch schon als tiefe Trauer verkannt worden, aber es paßt immer. Es könnte unmöglich lester vossen. Es ist entschieden die praktischste Toilette im ganzen Reiche der Mode — sie ist immer fertig. Wenn man bei einer solchen Dame vorstirbt und seine Aorte hineinrückt, wird das Kammermädchen niemals sagen: „Bitte, Platz zu nehmen, die Gnädige ist eben bei der Toilette, in drei Viertelstunden wird sie herabkommen.“ O nein, die Gnädige ist immer in Toilette, und noch ehe man den Thürvorleger recht sehen kann, steht sie schon mitten unter uns. Dann wiederum gehen diese Damen nie in Gesellschaft, bloß um zu sehen, was die oder die anhat, und wenn sie nach Hause kommen, beschreiben sie auch nicht, was diese oder jene angehabt hat, und verlässlichen sie nicht.“

Ein wichtiger Bestandteil der Toilette der höheren Kultur ist ihre Toilette — wie es sich auch geziemt. Manche civilisirte Frau verliert die Hälfte ihrer Reize ohne ihre Toilette, manche sogar alle. Wenn sie in voller Toilette erscheint, dann ist die Tochter der Civilisation ein Meisterwerk erlebter Kunst und Auslage. Alle Länder und alle Zonen und alle Künste leisten Tribut, um ihren Theil beizutragen. Ihr Linnen ist aus Velsaft, ihr Kleid aus Paris, ihre Spitzen sind aus Venedig, ihre Brillanten aus Brasilien, ihre Armhänder aus Californien, ihre Perlen aus Ceylon, ihre Kameen aus Rom; nur Eines weiß ich nicht, nämlich woher sie ihre Haare hat, das habe ich nie herausfinden können.“

Wie Araucos freien.

Der rohe kriegerische Zug der Araucos — Indianer (Volkstamm in Chile) bestimmt auch sein Verhältniß zum Weib: Zwar giebt es bei seinem Volk Ehen, die auf Grund gegenseitiger herzlicher Zuneigung geschlossen worden sind, allein bei den meisten kommt doch nur der Wunsch des Mannes in Betracht. Will er ein gewisses Mädchen zum Weib haben, dann theilt er sein Herzgeheimniß seinen Freunden mit, die ihm durch Geschenke von

Pferden, fetten Ochsen, Silbergeschmud und andern werthvollen Gegenständen die Ausbringung des Brautpreises ermöglichen, und nach Ueberwindung dieses materiellen Hindernisses verfaßelt er sich mit ihnen in einer mondigen Nacht zu Pferd in der Nähe der Hüfte seiner Auserwählten. In einem gegebenen Augenblicke tritt ein kaltes Dugend der Männer ein, sie öffnen dem Familienoater die Ursache ihres Kommens, streichen die Vorzüge des Bewerbers sowie die Vortheile der gewünschten Verbindung möglichst heraus und ersuchen ihn schließlich um sein Jawort, was in der Regel gegeben wird. Unterdessen hat sich der Brautigam bereits dem Lager seiner Braut genähert, ergreift sie bei den Haaren oder Frähen, schleppt sie zum Ausgang der Hütte und schwingt sich mit ihr auf seinen bereit stehenden Renner. Die Hülfserbe der Geräubten bewirkt allerdings, daß die übrigen weiblichen Hausbewohner mit Keulen und Steinen bewaffnet zur Verteidigung herbeieilen, allein die Beute entrinnt ihnen doch, und auch die Freunde des Brautigams, die sich mit beruhigenden Worten und Geschenken vertheidigen, sind bald auf ihren Pferden und eilen unter den Verwünschungen der Weiber dem rasend fliehenden Räuber nach, bis ihn und seine Beute das Didi; des nächsten Waldes bedt.

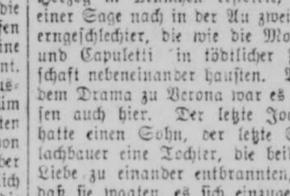
Nach einem oder zwei Tagen kommt das Paar wieder aus dem Wald hervor und die Frau folgt nun ihrem Mann in ihr neues Heim, wohin die Freunde des letzteren die versprochenen Hochzeitsgeschenke bringen, damit der Schwiegeroater bedrückt werden könne. Ober und Neuermählte überreichen dieselben zusammen und sieht sich jener in seinen Erwartungen nicht getäuscht, ist er voll Freundschaft, während die Schwiegermutter die Rolle der Entzückten noch immer fortführen muß, weshalb sie dem Räuber ihrer Tochter den Rücken kehrt, wenn sie diese auch frägt, ob ihr Mann nicht hungriq sei. Auf die bejahende Antwort desselben bietet sie aber ihr mögliches auf, um ihrer Würde als Gastgeberin alle Ehre zu machen; dennoch dauert die gehässige Feindschaft in manchen Fällen Jahre lang fort, so daß Schwiegermutter und Sohn sich nur durch einen Jaun oder sonstige Scheidewand oder bei gegenseitig zugegebenen Räden sprechen. Außer diese beschriebenen regelmäßigen Hochzeitsform giebt es eine zweite, die den Charakter des Krieglichen in noch ausgeprägterem Maße trägt: Ein Arauco verheiratet sich, B. bei einem öffentlichen Festmahl in eines der anwesenden Mädchen, eilt auf sie zu, ergreift sie und entflücht mit ihr; oder einer reitet aus, sieht ein einsam wandelndes oder arbeitendes weibliches Wesen, das ihm gefällt, steigt von seinem Pferd, erfaßt es und galoppirt mit seiner Beute davon. Allerdings dürfen nach sich romantischen Umwandlungen die Geschenke beim Schwiegeroater ebenso wenig fehlen als bei den regelmäßigen Verbindungen.

Wie der Schuhplattler entstand.

Zur Zeit, da der letzte bayerische Herzog in München residierte, lebten einer Sage nach in der Au zwei Bauerengeschieder, die wie die Montecchi und Capuletti in tödlicher Feindschaft nebeneinander hausten. Wie in dem Drama zu Verona war es indeßsen auch hier. Der letzte Jochhofer hatte einen Sohn, der letzte Schachlachbauer eine Tochter, die beide in Liebe zu einander entbrannten, ohne daß sie wußten, es sich einzugestehen. Die Kinder der beiden feindslichen Paare lernten garten als das schönste Paar des Dorfes, und als der Herzog eines Tages in das Dorf kam und auf dem Anger allerhand Spiele ihm zu Ehren abgehalten wurden, befehlt er den beiden, vor ihm zu tanzen. Dem widersprach jedoch der Schachlachbauer. „Keines Jochhofers Hand sollte eine Schachlachochter berühren.“ Der Herzog hielt jedoch an seinem Befehl fest, nur sollten die beiden tanzen, ohne sich die Hand zu reichen. Und so tanzten sie denn den ersten Plattler, wie er getanzt werden muß; jeder für sich, Holz und kalt sich brechend und wiegend, und doch verhaltene Leidenschaft in jeder Bewegung und im Bild. Am andern Morgen fand man die beiden todt im Waldesgrunde. Die sich im Leben nicht gehörend sollten, hatten sich gleich Romeo und Julia im Tode vereint.

Militärischen Personen ist der Besuch der Kessalle in Jena verboten. Vermuthlich will man jeder Verhüllung zu literarischer Beschäftigung vorbeugen.

Verb gegeben.



„Derr Wirth, ist das wirklich Wein, was Sie mir vorsetzen haben?“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“

„Dan wundern es mich, daß es Franzosen Wein regnet.“